

ÖFKG

ÖSTERREICHISCHER FACHVERBAND
FÜR KUNST- UND GESTALTUNGSTHERAPEUTINNEN



„DAMALS - HEUTE – MORGEN“

Ein Spannungsbogen von der Geburtsstunde über Aktuelles bis zu den Visionen der ÖFKG-Verbandsarbeit

„Es wäre heute nicht wie es ist, wäre es damals nicht so gewesen“

Songtext von Casper (dt.-amerik. Rapper)

Ein kunsttherapeutischer Workshop bei den Psychotherapietagen sowie ein Symposium am Beginn der 1990er Jahre waren ausschlaggebend für die Etablierung der Kunsttherapie in Österreich. Die Begeisterung, eine große Innovationsfähigkeit und Mut zeichneten die PionierInnen dieser ersten Stunde der Kunsttherapie aus. Bald tauchte der Wunsch auf, einen öffentlichen Diskurs zum Thema Kunst und Therapie voranzutreiben – der ÖGKT (Österreichische Gesellschaft für Kunst und Therapie) sollte diesen Bestrebungen den offiziellen Rahmen dafür bieten. In weiterer Folge entstand die Notwendigkeit, ein Rahmencurriculum für kunsttherapeutische Weiterbildungen zu entwickeln, um qualitative sowie quantitative Mindestanforderungen für die Ausbildungen zu gewährleisten. Über drei Jahre haben VertreterInnen verschiedener Kunsttherapierichtungen dieses an internationalen Maßstäben orientierte Rahmencurriculum erarbeitet. Nachdem die ersten AbsolventInnen auf den Arbeitsmarkt drängten, wurde eine entsprechende Berufsstandesvertretung ins Leben gerufen. Am 25. Mai 1997 war die Geburtsstunde des ÖFKG!

Die Vorsitzende des damals neu gegründeten ÖFKG, Lorelaura Jiménez-Alonso, erinnert sich in einem persönlichen Interview an ihre Eindrücke dieser ersten aufregenden Zeit in der Kunsttherapieszene:

„Ich habe die Wiener Kunsttherapieszene im Jahr 1992 kennengelernt. Meine erste Begegnung war mit Frau Gundula Neumann, die in der Stöbergasse unterrichtete. Frau Gundula Neumann war begeisterte Kunsttherapeutin, aber nach einiger Zeit war sie immer mehr frustriert über die österreichische Kunsttherapieszene und so ging sie wieder zurück nach Deutschland. An die erste Kunsttherapie Fachtagung erinnere ich mich mit Begeisterung, zu der auch Maurizio Peciccia und Gaetano Benedetti eingeladen waren. Durch die Fachtagung habe ich viele KunsttherapeutInnen kennengelernt. Ziel war damals die Etablierung der Kunsttherapie als Beruf. Wir haben damals an einem gemeinsamen Curriculum und an dem Menschenbild gearbeitet. Danach erinnere ich mich an die Tagung der Wiener Schule für Kunsttherapie. Kunsttherapie war damals „wie ein böhmisches Dorf“, unbekannt. Heute ist Kunsttherapie ein Begriff.“

„Im Heute ist das Morgen schon verborgen“

Anke Maggauer-Kirsche (dt. Lyrikerin)

Das „Verborgene“ aus der Pionierzeit präsentiert sich heute in sichtbaren Ergebnissen der zahlreichen Aktivitäten des ÖFKG beim konsequenten Umsetzen sämtlicher notwendiger

Schritte zur gesetzlichen, sozialen und praktischen Anerkennung und sukzessiven Etablierung der Kunsttherapie im Gesundheitssystem, in den Medien und der Öffentlichkeit. Durch die Organisation von Fachtagungen sowie Mitgliederevents zum gegenseitigen Kennenlernen, Erfahrungsaustausch und Vernetzen fördert der ÖFKG die berufliche Identität der KunsttherapeutInnen. Vieles wurde erreicht und erleichtert das Vorwärtsgen. Diese zielgerichtete Bewegung nach außen entspringt den profunden Qualitätsstandards des Rahmencurriculums sowie der ethischen Grundhaltung als Basis für kompetentes und qualitätsvolles Arbeiten im therapeutischen Beruf. Darüber hinaus zeigt der ÖFKG großes Interesse am Austausch mit anderen Berufsverbänden und Ausbildungsinstitutionen im In- und Ausland und bemüht sich gleichzeitig um eine Bündelung der Kräfte durch gemeinsames und ergänzendes berufspolitisches Handeln. Die Bedeutung der ÖFKG-Verbandsarbeit auf den verschiedenen Ebenen bestätigt Lorelaura Jimenez-Alonso im Interview aus ihrer langjährigen Erfahrung als ehemaliges Vorstandsmitglied als auch als anerkannte Kunsttherapeutin: *„Ein Fachverband ist absolut wichtig: wir sind stärker, wenn wir in einem Fachverband sind und von ihm vertreten werden. Die Gesellschaft nimmt uns auch numerisch wahr! Das Ziel bleibt heute so wie damals: die Kunsttherapie als solche zu etablieren. Ich möchte immer wieder betonen, dass die Bilder wichtiger als die Sprache sind! Mein Wunsch wäre, dass die KunsttherapeutInnen selbstbewusster werden!“*

„Der Weg ist das Ziel“

Konfuzius

Der ÖFKG sieht zuversichtlich in die Zukunft. Er strebt weiterhin hohe Qualität in der Verbandsarbeit nach innen bei der Betreuung seiner aus verschiedenen Ausbildungsrichtungen und Nationen kommenden Mitglieder und nach außen bei der berufspolitischen Arbeit für eine klare Positionierung der Kunsttherapie im Gesundheits- und Sozialwesen sowie beim Ausarbeiten möglicher Optionen für die Übernahme der Therapiekosten durch gesetzliche sowie private Kostenträger an.

Nun entsteht die Frage, was der ÖFKG als Reiseproviant auf seinem Weg benötigt? Lorelaura Jiménez-Alonso spricht uns dabei aus der Seele: *„Ich möchte frei nach Edith Kramer zitieren: ‚Mut zu Visionen, Vertrauen zu ungewöhnlichen Wegen. Nur so können Träume Wahrheit werden!‘“*

So gesehen schließt sich der Kreis zu der Aufbruchsstimmung der Pioniere und Pionierinnen der Kunsttherapie aus den 90er Jahren, die in dem folgenden **Interview** mit drei von den Protagonisten der damaligen Zeit (Barbara Putz-Plecko, Elizabeth McGlynn, Ernst J. Wittkowski) eindrücklich skizziert wird:

Kunst und Therapie

Wie kam es zur Gründung eines Fachverbandes der Kunsttherapie? Der erste war ja der ÖGKT und dann ist der ÖFKG daraus entstanden. Und wie haben Sie daran mitgewirkt und was waren die Zielsetzungen des Verbandes damals?

Barbara: Begonnen hat alles mit regelmäßigen Zusammentreffen einer Gruppe von Menschen, die ein Interesse an Kunst und Therapie geteilt haben und unterschiedliche Vorerfahrungen mitbrachten. Zuerst waren es Treffen bei Dr. Josef Shaked, mit Prof. Peter Gorsen, Elizabeth Mc Glynn, Ernst Wittkowski und mir, sowie Kolleginnen von der VHS

Stöbergasse, die als Fort- und Weiterbildungsinstitution am Aufbau einer kunsttherapeutischen Ausbildung interessiert war.

Ernst: Ich kann nur sagen warum ich am Anfang dabei war, war einfach, weil meine Absicht war eine Ausbildung zu installieren und das kann nur funktionieren, wenn es ein Versprechen gibt, dass man sich um die Anerkennung dessen was man da ausbildet, auch kümmert. Deswegen war es logisch, diesen Verband zu gründen.

Elizabeth: Ja, „Stöbergasse“ ist hier schon mehrmals erwähnt worden. Ich hab 1991 ein Symposium organisiert, das hieß Kunst UND Therapie, das Potential von Kunst und die Rolle des Künstlers/der Künstlerin innerhalb einer gesellschaftlichen Situation zu verstehen. Die vorbereitende Konzipierung und Recherche sind wirklich mein Zugang gewesen und Ausgangspunkt eines konsequenten Weiterdenkens. Wir haben das Thema Kunsttherapie von einem breiten Spektrum her angedacht. Da war Paulo Bianchi da, der im Kunstforum schreibt und damals über Outsider-Art geschrieben hat („der Künstler als Narr und Nomade“), die Hohenbüchlers: Christine und Irene, welche erstmals ihren Ansatz der „multiplen Autorenschaft“ öffentlich vorstellten, Harald Nägeli, der Sprayer von Zürich... Ja, das war, wie Ernst gesagt hat, ein Zusammenkommen von professionell Interessierten. Wo dann klar wurde - zum Beispiel auch für mich - aus den Projekten der Hohenbüchlers und vielen anderen Kooperationen, dass von ganz vielen Seiten her sich die Frage stellte: Was unterscheidet Kunst - Therapie, Kunst in einem therapeutischen Setting von künstlerischen Aktivitäten in der sozialen Praxis.

Dieser therapeutische Ansatz der Kunst wurde dann auch sehr kritisch angesprochen, zum Beispiel vom Psychoanalytiker Peter Schneider, der in einem intensiven Austausch mit Mario Erdheim dem Begründer der Ethnopschoanalyse stand.

Und auch Maurizio Peciccia, den ich über Gaetano Benedetti kennengelernt hatte und der an der Stöbergasse seine neu entwickelte Methode des progressiven therapeutischen Spiegelbildes erläuterte; das war auch sein erster Auftritt in Österreich eigentlich, wo noch viele folgen sollten und sich ein schöner Austausch ergab.

Diese Idee einer Kunsttherapie, die einen weiten Background hat und dann auf sehr komplexe Weise auf etwas Spezielles, auf etwas Professionelles kommt, nicht unbedingt auf einem geradlinigen Weg. Dass das Potenzial einer künstlerischen Erfahrung in einem therapeutischen Setting nicht nur als Technik eingefordert wird, sondern als System. Das war eigentlich mein Zugang als Künstlerin: Dass das Potential der Kunst sich nicht nur auf eine Technik beschränkt, sondern auf Haltung und Sensibilitäten. Zum Beispiel in der Wahrnehmung von Raum. Zum Beispiel ein Wahrnehmen von Performance mögliche Relevanz zur kunsttherapeutischen Arbeit. Zum Beispiel ein Wahrnehmen, dass eben ein Hühnerstall genauso ein spannendes Atelier sein kann wie ein super hergerichtetes Kunsttherapie-Atelier.

Wo beginnt die Kunsttherapie?

Barbara: Und wir haben dann durch einen an der Sache interessierten Herren im Ministerium, Dr. Riedl, der unbürokratisch und am richtigen Punkt verstanden hat zu unterstützen, die Chance bekommen, ein großes Projekt zu machen, in dem es zu untersuchen galt, wie Kunst und therapeutische Felder miteinander in eine fruchtbare Beziehung treten können. Dieses Projekt fand in Kärnten in der Stiftung De la Tour in Treffen statt. Treffen, sich begegnen, miteinander über künstlerische Prozesse gemeinsam Sprache entwickeln und damit neue Ausdrucksmöglichkeiten entdecken war die eine Aufgabe die wir uns gestellt haben. Die andere war, durch die Reflexion dieser Prozesse der Institution gegenüber zu artikulieren, wo ihre Potenziale hinsichtlich der kontinuierlichen Arbeit an einem möglichst guten Lebensumfeldes für alle Beteiligten lägen. In zwei Projektwochen haben circa 40 Männer und etwa 10 Frauen mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen – special needs – aus vier verschiedenen Betreuungseinrichtungen und Ländern gemeinsam mit Künstlerinnen und Künstlern, die aus unterschiedlichen medialen Feldern kamen, an der

Frage gearbeitet, wie künstlerische Prozesse Kommunikation schaffen und fördern können und was sie darüber hinaus für den Einzelnen, für die Gruppe, für die Institution zu leisten vermögen. Das heißt, welche Dynamiken sich über gemeinsame künstlerische Erfahrungen entwickeln, die letztendlich so etwas wie empowernd wirken - also stärkend und fördernd sowohl für alle Beteiligten wie auch für ihren "Lebensraum" Institution. Das Wesentliche war also nicht mit einer sogenannten "Zielgruppe" zu arbeiten, sondern mit dem ganzen System. Mich hat in dieser partizipativ angelegten Arbeit interessiert: Wie die Menschen mit denen wir arbeiten innerhalb dieser Institution die bestmögliche Entwicklung erfahren können und ein möglichst gutes Leben leben können. Oft leben sie von der Kindheit bis zum Tod in diesen Institutionen. Also ist tatsächlich relevant, welche Selbstbestimmung ihnen zugesprochen wird, wie die Lebensräume gestaltet sind, wie sie am sozialen Leben nicht nur teilhaben, sondern aktiv teilnehmen und letztendlich bekommen können, was sie für sich für ihr Leben an Gestaltungsraum wünschen. Das hat mich ganz besonders interessiert. Für mich und für uns war diese Projekterfahrung sicher ein wesentlicher nächster Schritt in Richtung einer aktiven Erschließung von sinnvollen Perspektiven für eine künstlerisch-therapeutische Arbeit. Und dann beschäftigte uns natürlich die Frage, wie kann man die Kunsttherapie in Österreich auf seriöse Beine stellen.

Elizabeth: Wie muss sich ein Setting professionalisieren wo die therapeutische Beziehung eine Rolle spielt und nicht ausschließlich Bild-Intensitäten hervorgebracht werden, die dann auch öffentlich präsentiert werden. Hier stellt sich die Frage: Intensitäten hervorbringen - und was macht man dann mit denen? Was braucht es für Kompetenzen, wo Kunst in dem Moment auch als Kunsttherapie benannt, in einem therapeutischen Setting wirkt, ohne, dass sich der künstlerische Know-how verselbstständigt oder verschwindet? Sich anpasst, aber nicht in einem Sinn, dass man das Potential der Kunst auf eine ausschließlich technische Fähigkeit reduziert und die Bilder den begeisterten KollegInnen der Psychologie, Psychiatrie oder Psychotherapie- in deren beruflichen Kultur zu diagnostischen oder aufdeckenden Verfahren überlässt. Dass die Deutung und Interpretation *innerhalb* des kunsttherapeutischen Settings in der Beziehung zwischen TherapeutIn und KlientIn oder einer Gruppe vor sich geht, das wir verstanden haben, das geschieht innerhalb einer therapeutischen Beziehung.

Wir haben bei der Entwicklung eines Standard Curriculums für kunsttherapeutische Ausbildungen etwas dem Psychotherapiegesetz Adäquates gesucht und das gleichzeitig, was die künstlerische Dynamik in einem therapeutischen Kontext betrifft, in Österreich Radikales zu leisten vermag.

Was ist wichtig für die Etablierung einer Therapierichtung?

Barbara: Das war ganz klar, dass nun notwendig sein würde zu definieren, wie die Kunsttherapie sich zu dieser neu und jetzt gut gefassten Psychotherapieszene stellen möchte. Arbeiten wir daran Teil von ihr zu werden oder gibt es Argumente dafür, genau das bewusst nicht anzustreben. Welche Konsequenzen hat die eine oder andere Entscheidung? Das war notwendig zu klären. Und es war aus meiner sehr Sicht wichtig, dass ein Standardcurriculum den internationalen Standards vergleichbar aufgesetzt wird. Insofern gab es zwei Ausrichtungen in meiner Orientierung: Die Sicherung der Qualität der Ausbildungen in Hinblick auf ein vergleichbares internationales Profil und Niveau und andererseits das zu klärende Verhältnis zur österreichischen psychotherapeutischen Schulen und Standards. Darüber kam es zu Differenzen durch die verschiedenen Interessen, die durch bereits laufende Ausbildungen in die Diskussion eingebracht wurden. Das ursprünglich gemeinsam Gedachte musste sich nun letztlich den individuellen Interessen und Ansprüchen ergeben. Ich persönlich habe das immer höchst problematisch gefunden. Die Differenzen, die es zwischen uns gab, lagen vor allem in den unterschiedlichen Vorstellungen, wie stark einerseits die psychotherapeutische Dimension und wie stark

andererseits die künstlerische Dimension im Curriculum ausgebreitet sein müsste. Und es gab unterschiedliche Vorstellungen zum notwendigen Gesamtstundenausmaß der Ausbildung und zum Eigentherapieanteil. Da ja schon Schulen gegründet waren und sie mit ihren spezifischen Curricula arbeiteten, wollten sie keine Veränderung - zumal die internationalen Standards von beispielhaften Ausbildungsinstituten etwas höher angelegt waren.

Die Entscheidungen, die letztendlich getroffen wurden, orientierten sich mehr an diesen individuellen Interessen, als an der Frage, wie kann man die Kunsttherapie in Österreich stark machen. Welche Voraussetzungen braucht es, um eine Diskussion mit den übergeordneten Stellen eintreten zu können um für die Kunsttherapie zu kämpfen. Und ich muss auch ganz offen sagen, dass ich dann, als für mich einzig mögliche Konsequenz, aus dieser österreichischen kunsttherapeutischen Szene ausgestiegen bin. Weil ich genau diese wegweisenden Entscheidungen als eine Sackgasse für die Kunsttherapie eingeschätzt habe. Ich habe sie immer - berufspolitisch und von den Ansprüchen her - höher angesiedelt gesehen, weil eine gute Arbeit das auch leistet. So angesiedelt, dass man die Kunsttherapie wirklich als einen wichtigen und in seinen Leistungen anerkannten Beitrag - auch im klinischen Feld - neben anderen Therapieformen stellen kann. Aber das hätte natürlich auch Forschung bedeutet, also viel zusätzliche Arbeit. Ich dachte das würde sich unbedingt lohnen. Und es gab ja auch von ministerieller Seite - zumindest von einer Person, die aber maßgeblich war für das Feld war - ganz positive Signale, vorausgesetzt: **Wir arbeiten daran.**

Ich habe die folgende Verschleppung immer ärgerlich und unglaublich schade gefunden – für all jene, die in diesem beruflichen Feld ihre Zukunft gesehen haben und sehen. Wir hätten diesen Schritt tun und gemeinsam an dieser Besicherung und Qualifizierung arbeiten müssen. Aber das hätte bedeutet, ein Stück weit die Interessen der Schulen in Frage stellen, zu fragen: Warum zieht ihr da nicht nach, damit die Ausbildung internationalen Standards entspricht. Daraus ergeben sich neue Vernetzungsmöglichkeiten und auch eine gestärkte Landesvertretung.

Wie auch immer - schließlich hab ich gemerkt, ich kann mich mit meinem Anliegen nicht durchsetzen, vielleicht nicht einmal mich ausreichend verständlich machen. Da hab ich für mich die Konsequenzen ziehen müssen.

Elizabeth: Dazu möchte ich sagen, Kierein (Anm. Dr. Michael Kierein, Leiter der Sektion „Rechtliche Angelegenheiten des Bundesministerium für Gesundheit welches für das Psychotherapiegesetz zuständig ist.) hat anlässlich eines Treffens zu Barbara und mir gesagt: Schreiben Sie mir zwei A4-Seiten, warum die Kunsttherapie als eigenständige Therapieform wichtig ist und ich kann etwas weiterbringen. Ich hatte natürlich viele Gedanken und Ideen, aber er braucht einen Berufsverband, das Ministerium braucht einen Fachverband, mit dem es verhandeln kann und in dem Sinn nützt so ein Konzeptpapier gar nichts, wenn da nicht ein Dachverband dahintersteht, und das ist nicht der Fall. Das war auch ein Grund meines Rückzugs in der Szene und die Konzentration auf die klinische Praxis und Tätigkeiten wie Forschung und Lehre sich für mich außerhalb Österreichs verlagerten.

Die große Diskussion, die ich immer noch erlebe, ist auch die Frage der Vorbildung: Auf welcher Ebene steigt man ein in ein Kunsttherapie-Praktikum und eben dann in eine Kunsttherapie-Ausbildung?

Wenn zum Beispiel eine künstlerische Vorbildung da ist, ein abgeschlossenes Kunststudium, dann kann man auf ganz andere Weise therapeutische Facetten und Inhalte angehen, weil Vieles vorausgesetzt werden kann. Und die künstlerische Selbsterfahrung dann schon mitgedacht werden kann in einem therapeutischen Kontext. Wenn die künstlerische Erfahrung erst in einer Ausbildung zusammengedacht und zusammen erfahren wird, sind das einfach ganz unterschiedliche Voraussetzungen. Und ich bin immer dafür gestanden, dass da von beiden Seiten her ein abgeschlossenes Studium oder Ausbildung gehört, das

man einfach in der Ausbildung von einer gewissen praktischen Erfahrung und einem künstlerischem Diskurs ausgehen kann.

Nach wie vor offen: Die Frage der Anerkennung Qualität und Sprache

Ernst: Faktum ist aber nach wie vor: jeder kann sich Kunsttherapeut nennen, egal was für einen Ausbildungshintergrund jemand hat und welche Vorbildung jemand mitbringt. Insofern war es ja für uns wichtig, dass wir vom Fachverband ÖFKG aus mit dem Standardcurriculum eine Mindestqualität von Ausbildung vorgeben.

Barbara: Ich würde es noch immer notwendig finden, dass für die Kunsttherapie an der Einbettung in ein aktuelles professionelles Gefüge gearbeitet wird. Es müssten Leute gemeinsam mit Energie dran arbeiten! Es müssen Leute auch wirklich wissenschaftlich arbeiten! Man muss untersuchen, man muss beschreiben, man muss an einer guten Praxis und an der Theoriebildung arbeiten, man muss publizieren, man muss aus den Teams heraus sprechen können, welchen Beitrag die kunsttherapeutische Arbeit im klinischen Feld wie im außerklinischen Feld zu leisten vermag.

Es braucht schlicht Leute, die bereit sind und Energie haben diese Arbeit zu leisten. Vielleicht gibt es ja welche, die die Schwierigkeiten im Alltag erkennen und das Anliegen teilen, sich für die Kunsttherapie und ihre Zukunft einzusetzen. Die motiviert sind sich neu zusammenzutun.

Inzwischen, muss ich ehrlich sagen, spreche ich nicht mehr in ernsthafter Kenntnis des Feldes, denn irgendwann, vor einigen Jahren, ist mir persönlich dann die Energie ausgegangen. Ich hab den Eindruck gehabt wir bewegen uns wie Sisyphus: Wir bewegten etwas ein Stück weiter und dann rollt der Stein wieder zurück. Das verschleißt zu viel Energie. Unglücklicherweise wurden Elizabeths und mein Rückzug dann ja bloß als Missstimmung zwischen Personen gedeutet. Das war es aber nicht. Und wenn es Dissens gab, dann war Streitpunkt immer derselbe. Ich hab den Eindruck gehabt, Geschäft geht vor Inhalt und da wollte ich mich einfach nicht beteiligen. Aber vielleicht ist in der Sache ja auch was weitergegangen.

Wir haben einfach eine Verantwortung. Ich komme ja selber aus einer Institution, die als Bildungsinstitution Ausbildungen strukturiert, vertritt und kontinuierlich kritisch reflektieren muss. Es ist einfach unsere Mitverantwortung zu schauen, wohin gehen die Menschen, die sich uns anvertraut haben. Und da glaube ich einfach, ist noch was zu tun. Oder wie seht Ihr das?

Elizabeth: Aus dem ÖGKT, wo eigentlich ein quasi in Führungszeichen, "interesseloses Wohlgefallen" um mit Kant zu reden, auf einer ganz oberen Ebene im Fachverband dann ausschließlich fast berufliche Interessen respektive Ausbildungsinteressen waren. Und das hab ich problematisch gefunden. Also ganz blöd gesagt, Curriculum hoch - finde ich ganz viel weniger Leute, die meine Ausbildung machen wollen.

Barbara: Ich bin überzeugt – und das hat sich bis heute nicht geändert - dass es im Sinne der Ausgebildeten gewesen wäre und noch immer ist, für ein möglichst hohes Niveau zu kämpfen.

Ernst: Da stimme ich dir absolut zu.

Das hohe Niveau einer Ausbildung erfordert natürlich auch die Bezogenheit auf die wissenschaftlichen Anforderungen im therapeutischen Bereich, um in multiprofessionellen Teams adäquat kommunizieren zu können. Andererseits ist es fachlich notwendig für die eigene Disziplin auch eine eigene Sprache zu entwickeln, die dem kunsttherapeutischen Handeln gerecht wird.

Elizabeth: Ja, das ist sicher etwas, was innerhalb der Ausbildung passieren soll. Aber sicher nicht, dass die Sprachkultur von einer Ausbildung intern zelebriert wird und kein Mensch draußen dann versteht, was damit gemeint ist, wenn dieses sichere Terrain verlassen wird und man/frau in einem multidisziplinären Team Prozesse aus der Kunsttherapie für die KollegInnen kaum formulieren kann.

Ernst: Ein zusätzlicher Aspekt, der mir ganz wichtig ist, das Wissenschaftliche hat immer den Hang zu objektivieren und gerade im therapeutischen Bereich ist eine Objektivierung eine Verfälschung. Weil letztendlich ist es ein Beziehungsgeschehen, und ich bin in dieses Beziehungsgeschehen essentiell eingebunden. Eine Objektivierung unterschlägt letztendlich die personale Beziehung, die Therapie erst möglich macht.

Wie könnte die Zielsetzung eines Verbandes heute ausschauen?

Ernst: Ziel eines Fachverbandes ist, Qualität nach außen hin zu propagieren und Qualität zu sichern. Was auch immer jetzt unter Qualität verstanden wird, der ÖFKG hat ein Standardcurriculum und das ist das Minimum, aber darüber hinaus gibt es noch ganz viel, was inhaltlich an Qualität noch dazu zu machen ist und nach außen zu propagieren ist. Also, entweder in Form von Vorträgen, in Form von Fortbildung, oder was weiß ich, was da alles noch zu machen wäre. Das wäre für mich im Grunde das Einzige was im Moment was bringt. Für wissenschaftliche Arbeit ist ein Fachverband wie der ÖFKG jedoch überfordert. Da sind die Universitäten der richtige Ort.

Barbara: Es ist wichtig, den Diskurs wachzuhalten und zu entwickeln und sich zu vernetzen. Und nicht Machtspiele zu spielen, sondern ernsthaft und inhaltlich an der Sache zu arbeiten, Erfahrungen zusammen zu tragen, Leute auch aus dem internationalen Feld kennenzulernen, verschiedene Positionen zu verstehen. Sich auch international zu vernetzen. Andere Fachverbände kennenzulernen. Nicht sozusagen auf dieser kleinen Flamme zu kochen. Das finde ich persönlich wichtig und in die Zukunft denkend. Ich habe den Eindruck, es gibt zu viel Vereinzelung. Da gibt es den Einzelnen, der sich denkt, bin ich gut genug und oft mühsame Erfahrungen macht. Ich glaube, dass Austausch notwendig ist, dass arbeiten im Kollektiv immer was extrem Sinnvolles und Befriedigendes hat.

Elizabeth: Und ich meine, dass es gerade im Moment selbstverständlich und auch wichtig wäre Kunsttherapie mit einer intellektuellen Klarheit. argumentieren zu können nach außen, im klinischen oder außerschulischen Kontext, Ministerien gegenüber, usw. Bei all diesen Anstrengungen fehlt ein wichtiger Gegenpart: Die Lust etwas zu entwickeln, zu gestalten. Beim Symposium Kunst und Therapie und alles was sich daraus ergab, da sind auch Funken geflogen, und alle haben irgendwie Lust gehabt etwas Neues und Inspirierendes zu gestalten. Das war 1991. Das sind eigentlich inzwischen über zwanzig Jahre vergangen, 20 Jahre!

Kunsttherapie in Österreich in zehn Jahren: Fällt dir dazu ein Bild ein? Inzestuös versus Diskurs

Barbara: Es ist mir klar, dass gesamtgesellschaftlich für die Zukunft relevant sein wird, dass Menschen nicht nur geradlinig zu denken vermögen, sondern unerwartete Verknüpfungen herzustellen und über Disziplinen hinauszusehen vermögen. Dass wir über den Tellerrand schauen und in einer neuen Weise Verbindungen herstellen können. Und gerade dafür, eine solche Praxis zu üben, ist die Kunst ein wirklich gutes Terrain. Insofern glaube ich, dass eigentlich jede Gesellschaft gut darin beraten ist, einen künstlerischen Zugängen Praxisformen - auch im Bildungszusammenhang - entsprechend Raum zu geben. Und es

kommt ja nicht von ungefähr, dass die Wirtschaft das schon längst erkannt hat und da ganz massiv anfängt hinzuschauen. Nur - ich finde es schade, wenn nicht über wirtschaftliche Interessen hinaus das Potenzial künstlerischer Zugänge erkannt wird - künstlerische Prozesse, Gestaltungsprozesse gesehen werden als ein Begreifen von Welt und ein Gestalten von Welt. Und in dem Zusammenhang sähe ich - wenn das gesamtgesellschaftlich wahrgenommen wird - auch für die Kunsttherapie eine gute Zukunft. Dazu muss die Standesvertretung, die Gesellschaft sich vielleicht auch wieder neu orientieren oder ihre Orientierung schärfen. Ich kann die augenblickliche Situation nicht wirklich beurteilen, aber, verdammt noch einmal, ich hoffe, dass sich an der Situation der Kunsttherapeut_innen was verändert!

Elizabeth: Dass man das Thema Ressourcen und Defizite ganz klar ansprechen kann und darf.

Wie viele Fachverbände gibt es denn eigentlich in Wien, Berufsverbände?

Barbara: Was, es gibt jetzt viele unterschiedliche Verbände?

Elizabeth: Das hat so etwas Inzestuöses. Ja nicht, du verrätst etwas nach Außen. Und ich kenne jemand, die hat dann Psychotherapieausbildung gemacht und dann das Gefühl: Ja nicht nach Außen gehen, dann bist du eine Verräterin. Das ist ja eine total - meiner Meinung nach - inzestuöse Geschichte.

Barbara: Wenn sich alles spaltet, entwickelt man ja keine Stärke! Wenn ich mich jetzt auf eine ministerielle Seite denke, dann schau ich mir die Schrebergärten an und sag mir: Die können sich nicht mal auf eine sinnvolle gemeinsame Basis verständigen.

Ernst: Wir sind ja auch mit dem damaligen Dachverband, in dem auch alle Schulverbände eingebunden waren, relativ weit gewesen. Wir haben viele Aktivitäten gesetzt und waren dabei, ein qualitativ anspruchsvolles gemeinsames Curriculum zu erstellen. Leider ist der Dachverband nun Geschichte. Nur noch der ÖFKG existiert als übergreifender schulunabhängiger Fachverband als Bollwerk gegen die sich aufsplitternde berufspolitische Landschaft. Der ÖFKG ist nach wie vor als übergreifender Verband verfasst, also wir sind nicht bezogen auf andere Schulen.

Barbara: Das ist eine verheerende Situation. Dann ist nochmals wichtiger für die Gesellschaft, sich in einen konkreten Reflexionsprozess einzulassen, um zu klären: Was ist ihre Aufgabe. Wozu wird sie gebraucht.

Elizabeth: Es gibt keine Gruppe von Menschen, die für die Kunsttherapeuten verhandelt, keine Integrationsfigur oder auch nur eine gemeinsame Vision wo es hingehen soll. Dass der offene Diskurs in allen Ausbildungen solcher Art ist, dass Sachen wirklich offen dargelegt werden können. In einem Diskurs, auch kritischer Diskurs. Das ist, das wäre etwas wo es brodelt, wo es lebendig ist und wo gestritten wird. Wo sich wache und kreative ZeitgenossInnen angezogen und herausgefordert fühlen. Eine solche kritische Auseinandersetzung, wo der Funke wieder entfacht wird, sehe ich überhaupt nicht.

Grundlsee

Elizabeth: Bevor wir das Curriculum im Rahmen vom ÖFKG entwickelt haben, sind du, Ernst, du, Barbara, Shaked (Anm.: Prof. Dr. Josef Shaked, Begründer der gruppenanalytischen Gesellschaft in Österreich) und ich, zu Edith Kramer in ihr kleines Haus am Grundlsee gefahren.

Sie hatte gerade eine Ausstellung in Bad Aussee. Nachdem wir diese Ausstellung angeschaut und einen durchaus auch kritischen Diskurs hatten, hat sie uns im Dirndl in ihrem Haus empfangen. Und sie hat, glaube ich, uns wirklich auch als eine neue Generation gesehen, wo ihr Vieles fremd war, da sie einfach ganz klar von einer kunstpädagogischen Tradition her in die Therapie gekommen ist. mir scheint, sie hat Shaked's Arbeit und diejenige der KunsttherapeutInnen nicht wirklich zusammengesehen, obwohl da von ihr natürlich ganz klar eine Anerkennung von jemand, die mit Psychoanalyse aus ihrem kulturellen Umfeld gut vertraut war, kam.

Barbara: Ja, sie kam ja aus einer Analytikerfamilie.

Ernst: Ja. Ja. Eben.

Elizabeth: Ich kann mich gut erinnern, wie ich und du auch (zu Barbara) von der Wiese hinter ihrem Haus in den Grundlsee gesprungen sind. Und wie kalt das war!

Alle lachen

Elizabeth: Und wie toll! Die alte Dame hat, so erinnere ich mich jetzt, nicht schlecht geschaut. Ich dachte, wie lange es wohl her war, seit sie selber in den Grundlsee gesprungen ist... und das war schon ein Bild für mich: einfach ins kalte Wasser springen!